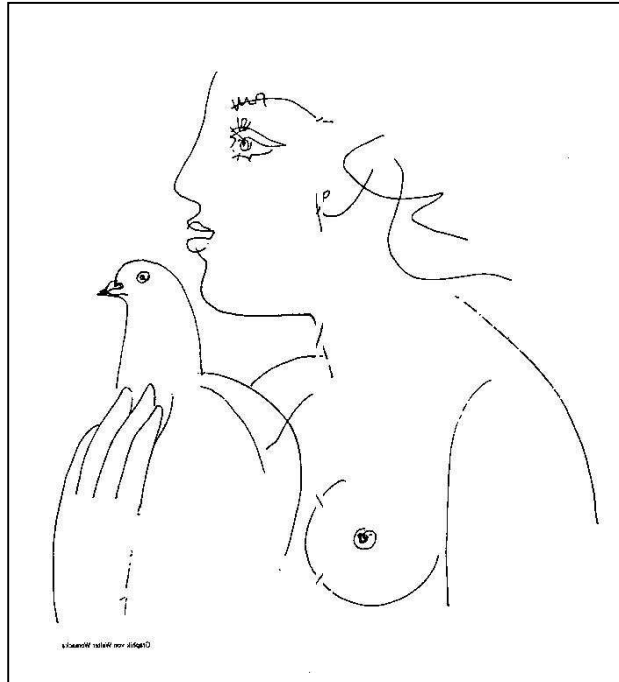


Europäisches Friedensforum epf Deutsche Sektion

Zentraler Arbeitskreis Frieden der
Gesellschaft zum Schutz von Bürgerrecht und Menschenwürde e.V.

Nr. 19



Zeitzeugen berichten über das Kriegsende 1945 und den 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung vom Faschismus

Ausgewählt und zusammengestellt:

von Prof. Dr. Rolf Sieber

Redaktionsschluss: 06.05.2005

Zeitzeugen berichten über das Kriegsende 1945 und den 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung vom Faschismus

Vorbemerkung

Das Mitglied der Deutschen Sektion des Europäischen Friedensforums Prof. Dr. Rolf Sieber hat in seiner Eigenschaft als stellvertretender Vorsitzender der Seniorenvertretung Marzahn-Hellersdorf die Aktion 'Rückblende' mitgestaltet. Daran beteiligten sich 33 Zeitzeugen aus dem Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf, die den 60. Jahrestag des Kriegsendes und der Befreiung vom Faschismus zum Anlass nahmen, schriftliche Berichte über persönliche Erlebnisse aus dieser Zeit einzureichen. Wir übernehmen Auszüge aus diesen Beiträgen, die verdienen, der Öffentlichkeit und besonders der heutigen jungen Generation im In- und Ausland vorgestellt zu werden.

Die Autoren schildern ganz individuell, wie sie das Ende des Krieges und den Beginn einer neuen Zeitperiode erlebt haben. Sie haben z. T. unterschiedliche Wertvorstellungen über den Begriff der Befreiung, aber sie sind sich darin einig, dass der 8. Mai 1945 uns alle von dem menschenverachtenden System der faschistischen Gewaltherrschaft befreit hat. Bis heute hat sich diese Wertschätzung des 8. Mai 1945 vielfältig bestätigt.

Der Berliner Senat zog am 26. April 2005 über das vor fünf Jahren verabschiedete Landesprogramm gegen Rechtsextremismus eine positive Bilanz. Sozialsenatorin Frau Heidi Knake-Werner (PDS) verwies auf ein breit entstandenes Bürgerbündnis gegen Rassismus und Antisemitismus sowie auf 30 beispielhafte Projekte und Initiativen, die im Jahre 2005 mit Fördermitteln bedacht werden.

Genau an dem gleichen Tag erfahren wir, dass die von der NPD für den 8. Mai 2005 geplante Demonstration auf Beschluss der Versammlungsbehörde der Berliner Polizei zwar nicht durch das Brandenburger Tor verlaufen darf, aber den rechtsextremen Demonstranten eine etwas geänderte Marschroute durch Berlin-Mitte empfohlen wird.

Und ebenso am 26. April 2005 gibt der Verfassungsschutz bekannt, dass im Jahre 2004 in Berlin 10.500 Extremisten registriert wurden, davon 2.400 deutsche Rechtsextremisten und darunter 950 Neonazis.

All diese Tatsachen zeigen Widersprüchlichkeiten im deutschen Alltag auf. In den letzten Wochen haben Neofaschisten provozierende Aufmärsche veranstaltet und dabei u.a. lautstark wissen lassen, dass sie in der BRD für 'Recht und Ordnung' sorgen wollen. Dies erinnert an viele Schattenseiten der braunen Vergangenheit Deutschlands und an immer stärker gewordene neofaschistische Umtriebe.

Am 21. April 2005 fand in Berlin-Marzahn vor dem Haus in der Landsberger Allee 563 mit Hunderten von Teilnehmern eine Gedenkveranstaltung für die fünfte Stoßarmee General Nikolaj Bersarins statt, die vor 60 Jahren an dieser Stelle als erste Einheit der Roten Armee die Stadtgrenze von Berlin überschritten hat. An der Giebelwand dieses Hauses befindet sich eine Tafel mit der Aufschrift:

"AUF DEM WEGE DER BEFREIUNG BERLINS VOM HITLERFASCHISMUS HISSTEN SOWJETSOLDATEN IN BERLIN MARZAHN DIE ROTE FAHNE DES SIEGES."

Internationale Gäste aus den mit Marzahn-Hellersdorf freundschaftlich verbundenen Partnerstädten Minsk, Tychy und Halton sowie der Oberst der 5. Stoßarmee Alexander Penschin und

der polnische Kriegsveteran Josef Zwierko aus einer Panzereinheit der polnischen Armee würdigten zusammen mit ihren deutschen Partnern den 21. April 1945.

Der Marzahner Heimatdichter Horst Rennhack verfasste zu diesem Ereignis ein Gedicht:

Das Haus Nr. 563

Es steht ein kleines Haus
am Rand der großen Stadt.
Von hier ging einmal aus,
was Berlin gerettet hat.

60 Jahre ist das schon her,
als Rotarmisten mit Panzern und Gewehr
von hier aus ganz Berlin befreit' –
zu Ende braune Schreckenszeit.

Wer zu diesem Haus die Schritte lenkt,
der Geschichte Mahnung stets bedenkt:
Aus dem Osten kam der Frieden –
bleib' er ewig uns beschieden.

Die Brücke, die an diesem historischen Ort die Wuhle überquert, wurde in 'Nikolaj-Bersarin-Brücke' benannt. Der stellvertretende Vorsitzende der Seniorenvertretung Berlin-Marzahn-Hellersdorf, Fritz Knöfel, schrieb dazu dieses Gedicht:

Die Brücke von Marzahn

Auf dem großen Befreiungsweg war die kleine Brücke fast nur ein Steg.
Hier wurde im Kampf das Tor aufgemacht zur letzten großen Schlacht
und der Krieg endlich zu Ende gebracht.
Noch stand im Kampf Mann gegen Mann,
aber zu Ende ging jetzt der deutsche Rassen- und Eroberungswahn,
der hier in Berlin mit Hitlers Befehl und Verbrechen begann.
Bersarin mit seinen Soldaten kam über die Brücke voran
und bald in Berlin der Frieden fing an.

Die Zeitzeugen blicken auf Kindheits-, Jugend- und Wehrmachtserinnerungen mit dem Ziel zurück, bei der Gestaltung von Gegenwart und Zukunft gesammelte Erfahrungen und gewonnene Erkenntnisse zu berücksichtigen; denn "Nie wieder Faschismus!" bleibt Mahnung und Verpflichtung für immer!

Einer hob mich vom Zaun – ein anderer spendete Blut

(Gedanken zum 60. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus)

Zwei besondere Erlebnisse hatte ich, an die ich gerne zurückdenke. Eins vor und eins nach dem 8. Mai 1945. Beide waren von anderer Art, als manche das Kriegsende und damit die Befreiung von Faschismus erlebt hatten.

Zum ersten: Es war kurz nach dem Bombenangriff auf Dresden am 13. Februar 1945. Ich arbeitete damals in einem Dresdner Betrieb nahe unserem Wohnort. Die Sirenen heulten wieder einmal. Es war mittags. Meine Mutter hatte mir – ich war 15 Jahre alt - eingeprägt: Komm nach Hause, wenn es Alarm gibt. Vom Nebeneingang des Betriebes war es nicht weit bis in den Keller unseres Hauses. Aber das Betriebstor war geschlossen. Was nun? Ich kletterte über den Zaun. Neben mir russische Kriegsgefangene. Ihr Ziel war das naheliegende Feld. Eine andere Sicherheit gab es für sie nicht. Alles musste schnell gehen. Da geschah es: Ich blieb mit dem Rock am Zaun hängen und schrie auf. Einer der Gefangenen, er war mit den anderen schon ein Stück weg vom Tor, kam zurück und hob mich vom Zaun. "Danke", flüsterte ich und rannte nach Hause.

Es war bereits einige Zeit Frieden, als ich das **zweite Erlebnis** dieser Art hatte. Für eine kurze Verweildauer war ich in Lübben im Spreewald. Dort hörte ich vom Schicksal eines zweijährigen Jungen, der im dortigen Krankenhaus lag. Das Kind musste dringend operiert werden. Die Ärzte meinten: eine Bluttransfusion sei erforderlich. Aber der Kleine hatte eine seltene Blutgruppe, den Rh-Faktor negativ. Im Krankenhaus gab es keinen Vorrat dieser Art. Einer der Ärzte hatte die Idee, sich an die damals in Lübben stationierte sowjetische Garnison zu wenden. Wird sie helfen können? Der Erste Offizier rief die Soldaten zusammen. Zwanzig waren sofort bereit, Blut zu spenden. Der Dreizehnte hatte den benötigten Rh-Faktor.

Alice Pfitzner, 12683 Berlin.

Erinnerungen eines Biesdorfers

Als alter Biesdorfer - schon meine Großeltern waren Biesdorfer - möchte ich schildern, wie ich vor 60 Jahren den Tag der Befreiung erlebte.

Es war nicht der 8. Mai, sondern der 22./23. April 1945.

Aufgescheucht durch einen Anruf des Bunkerwarts aus dem Bunker Cäcilienstraße, dass der Bunker von russischen Scharfschützen umstellt sei, verließen meine Mutter, mein Bruder und ich schnellstens den Bunker in der Buschiner Straße und suchten den Luftschutzkeller des Hauses in der Oberfeldstraße 45 auf.

Wir konnten von da aus das damals vorhandene Feld bis hin zur Globower Straße - im Volksmund Schwarzer Weg genannt -, jetzt Blumberger Damm, gut übersehen (heute ist alles durch ein Studentenheim, eine Polizeischule u.v.m. bebaut). Dort sammelten sich Panzer und kamen in breiter Front über das Feld in Richtung Oberfeldstraße gefahren. Ein Soldat, als altes Mütterchen verkleidet, lief vor den Panzern her, um uns die Angst zu nehmen. Nach einigen Stunden konnten wir - es waren etwa 20 Personen - den Keller verlassen.

Und nun in meinen Augen das Wichtigste: Im Stadtzentrum wurde noch gekämpft; man hörte den Geschützdonner. Aber in der Oberfeldstraße zwischen Eitelstraße und Boschpöler Straße hielten die sowjetischen Truppen vor einer eiligst zusammengezimmerten Tribüne eine Siegesparade ab.

Es muss die erste Parade nach Überschreitung der Stadtgrenze gewesen sein.

Dann wurde die erste Kommandantur in Biesdorf für einige Tage im Laden meines Großvaters in der Oberfeldstraße 146 eingerichtet.

Hans Liebig, 16259 Heckelberg-Brunow

Kindheitserinnerungen I

Ich wurde im Mai 1941 in Berlin-Kreuzberg geboren.

Mein Vater ist 1942 an der Front gefallen. Meine Mutter musste von nun an meine Schwester und mich allein unter großen Entbehrungen erziehen.

Am 3. Februar 1945 wurden wir bei einem Großangriff über Berlin durch amerikanische Flugzeuge bombardiert. In der Nebenstraße befanden sich Munitionsbetriebe. Weil unser Keller gewölbt war, konnte er dem Druck eines vierstöckigen Wohnhauses standhalten. Unter Einsatz ihres Lebens bargen uns Helfer aus dem verschütteten Keller.

Wir Drei besaßen jetzt nur noch einen Koffer und das, was wir am Leibe trugen. Man befreite uns aus einem Hexenkessel brennender Straßen, die durch Brandbomben in ein Feuermeer verwandelt worden waren. Mir wurde ein Tuch über den Kopf gebunden, damit ich nicht die vielen Leichen sehen sollte. So erzählte es mir meine Mutter Jahre später.

Obdachlos geworden, fanden wir in der Brückenstraße in Berlin-Niederschöneweide eine Wohnung. Hier erlebten wir die Befreiung vom Faschismus durch die Sowjetarmee.

In unserer Wohnung richteten sowjetische Soldaten eine Sattlerei und Schusterei ein. Im kleinen Vorgarten wurden Pferde und Kühe gehalten. So bekam ich öfter Milch zu trinken. Die Soldaten waren zu mir vierjährigem Lockenkopf immer ganz nett. Ein älterer Soldat hatte mich besonders in sein Herz geschlossen. Wenn er mich auf den Arm nahm, standen ihm Tränen in den Augen - seinen einzigen Enkel hatten Nazis erschossen und anschließend verbrannt.

Es verging kein Tag ohne Hunger. Das Brot war rationiert: Unsere Mutter bekam 300 Gramm und wir beide jeweils 200 Gramm täglich. Das waren 6 Scheiben für den ganzen Tag. Aufstrich gab es nur manchmal. Meine 12jährige Schwester ging deshalb mit ihrer Freundin auf die Walz, um etwas Essbares zu ergattern. Eines Tages sah meine Mutter schon von Weitem das rote Gesicht meiner Schwester und erstarrte vor Schreck. Als meine Schwester näher kam, löste sich die Starre, denn es war nur Marmelade. Auf dem Bahnhof Schöneweide war ein Zug mit beschlagnahmten Lebensmitteln angekommen. Die sowjetischen Soldaten hatten den abgemagerten Mädchen etwas Essbares geben wollen. Leider war nur Marmelade zu haben. Die beiden hatten weder Löffel noch Kellen, so mussten die Hände herhalten. Da vor lauter Hunger natürlich sofort gekostet wurde, sahen ihre Gesichter entsprechend rot aus.

Die Mädels fuhren ohne Wissen meiner Mutter des öfteren auch auf Hamstertour. Sie sprangen auf langsam fahrende Züge auf - Geld für Fahrkarten besaßen sie nicht - und wollten auf dem Land bei Bauern etwas Essbares erbitten. Leider vielfach ohne Erfolg: Entweder dachten die Bauern nur an sich selbst oder wollten dafür Waren haben, die die Mädchen nicht hatten.

Die Jugendweihe meiner Schwester nahte. Es sollte Erbseneintopf geben. Die Erbsen waren schon da, nur Kartoffeln fehlten. Ein Bauer ließ sich herab und suchte ein paar aus dem Schweinefutter heraus. Damit war das Jugendweihe-Essen gerettet.

Wir, die oft hungern mussten, sehen mit Bedauern, wenn Lebensmittel achtlos weggeworfen oder vergeudet werden.

In unserer heutigen Gesellschaft gehen leider solche menschlichen Werte wie Hilfsbereitschaft, Kameradschaft, Sparsamkeit sowie Achtung vor dem Alter und vor dem Eigentum anderer verloren. So wird täglich Ellenbogenfreiheit von vielen Mitmenschen praktiziert, Gewalt gegenüber Ausländern und Behinderten oder auch gegenüber Andersdenkenden aus-

geübt. Das ist sehr bedauerlich, denn wie schnell kann man selbst durch Krankheit oder Unfall zum Behindertenfall werden.

Genau so ist es mit der Beschädigung von Gegenständen und Bauwerken. Es ist doch bedauerlich, wenn mutwillig etwas zerstört wird, was mühselig erbaut wurde.

Ich selbst lebe gerne in meiner Heimatstadt Berlin und freue mich über alles, was sie schöner macht. Möge kein Krieg sie je wieder zerstören!

Den Amerikanern muss ein für allemal Einhalt geboten werden. Sie zetteln immer wieder Kriege an, in denen unschuldige Menschen ihr Leben lassen müssen und Städte dem Erdboden gleichgemacht werden: Vietnam, Afghanistan, Irak. Lasst uns alle dafür kämpfen, dass Kriegsgedanken im Keim erstickt werden und alle Menschen, egal welcher Hautfarbe oder Religion, friedlich miteinander auf unserem schönen Planeten Erde leben können!

Doris Böttcher, 12683 Berlin

Kindheitserinnerungen II

Das Kriegsende im April 1945 erlebte ich als 13jährige. Es gab keinen Schulunterricht mehr. Das Schulgebäude war als Lazarett umfunktioniert worden. Als die Front näher rückte, wurde die Schule geräumt.

Ich sah den ersten sowjetischen Offizier vor einem Betonbunker in Berlin-Biesdorf, der ca. 200 m abseits hinter der Wuhle von der Hauptstraße entfernt lag, auf der die sowjetischen Kriegsfahrzeuge in Richtung Berlin-Lichtenberg fuhren. Der Geschützdonner war noch in der Ferne zu hören. Der Offizier kam ohne Begleitung und teilte uns mit, dass der Krieg für uns beendet sei und wir wieder nach Hause gehen könnten. Wir sahen den Offizier mit gemischten Gefühlen an. Mit seiner Bluse und der Pelzschapka auf dem Kopf sah er ordentlich und sauber aus. Er verteilte Papirossi-Zigaretten, die ihm regelrecht aus den Händen gerissen wurden.

Wir packten unsere Habseligkeiten zusammen, die wir immer notdürftig in den Bunker schleppten, und machten uns auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, waren wir froh, dass unser Haus noch stand, denn im Februar 1945 fiel noch eine große Sprengbombe in unseren Garten, der ein einziger Krater wurde (seitdem sind wir sofort bei Rundfunkmeldungen über Fliegerangriffe in den Bunker gegangen).

Wir waren ein paar Tage zu Hause, als unser Haus von der durchgehenden sowjetischen Truppe beschlagnahmt wurde. Wir mussten in unseren alten Luftschutzbunker, in dem wir noch ein altes Doppelstockbett aus Holz und Liegestühle zum Schlafen hatten. Etwas zum Anziehen hatten wir auch in dem Keller von Luftangriffen gerettet. Geschirr durften wir aus der Wohnung mitnehmen. Nach einigen Tagen kam ein sowjetischer Offizier und brachte mir meinen Goldfisch, der mit Zigarettenstummeln und anderen Dingen gefüttert worden war. Der Offizier - er war Lehrer und kam aus dem Ural - sagte in gebrochenem Deutsch, ich solle das Goldfischglas sauber machen. Ich freute mich, dass ich meinen Fisch wiederhatte. Ein anderer Soldat kam in den Keller und wollte Schnaps. Den gaben wir ihm nicht, denn er war für uns Tauschobjekt. Dann wollte er eine Anzugjacke, keine Hose dazu. Er ging dann wieder friedlich. Der nächste Soldat brachte uns einen Eisentopf voll mit gepökeltem gekochten Fleisch.

An einem Vormittag sagte mir unser Nachbar, dass es bei unserem Kaufmann alles umsonst gäbe. Ich dachte so bei mir „der spinnt“, so etwas gibt es nicht. Nachmittags erzählte ich es meiner Mutter, die mit mir schimpfte, weil ich es ihr nicht eher gesagt habe. Wir gingen dann

gemeinsam zum Kaufmann „Dammer“, aber dort war schon alles geplündert. Es sah wüst aus. Ich trat auf etwas Knirschendes, was sich bei genauerem Hinschauen als viele Puddingpulvertütchen herausstellte. Wir packten einen leeren Marmeladeneimer voll damit und machten uns traurig auf den Heimweg. Vor der Tür lag auf der Straße ein großer Papiersack mit Salz. Wir ließen ihn liegen - was sollten wir mit so viel Salz, zumal noch welches zu Hause war? Das sollten wir später bereuen, denn Salz war überall knapp und jeder brauchte es.

Die sowjetischen Soldaten blieben ca. 3 Wochen. Nachdem sie abgezogen waren, mussten wir erst einmal Klar-Schiff machen. Sie hatten viel Schmutz hinterlassen, aber nichts kaputt gemacht. Der große Wohnzimmerschrank meiner Mutter besaß gewölbte Glasscheiben. Sie waren intakt. Nur die Schlösser waren aufgebrochen. Insgesamt war aber nichts beschädigt oder gestohlen worden. So konnten wir unsere Wohnung wieder in Besitz nehmen.

Es kamen des öfteren sowjetische Soldaten, die auf der Durchreise waren und übernachteten wollten. Einmal kamen zwei Soldaten, die eine große Munitionskiste mit Weinflaschen bei sich hatten. Sie ließen meine Mutter und mich kosten - so etwas habe ich nie wieder zu schmecken bekommen. Die jungen Burschen waren ganz schön angetrunken, und so brachte mich meine Mutter zu meiner Cousine. Die hatte eine Gaststätte. Da sie gut französisch sprach, verkehrten bei ihr viele ehemalige französische Kriegsgefangene. Sie konnten sich nun frei bewegen und wollten schnell nach Hause.

Ich übernachtete bei meiner Cousine und war in Sicherheit. Meine Mutter bewirtete die Soldaten und ließ sie übernachten. Am nächsten Tag zogen sie wieder ab.

Es gab aber auch Übergriffe. Wie wir hörten, soll unsere Bäckersfrau vergewaltigt worden sein. Bei uns schräg gegenüber wohnten zwei junge Mädchen, die von einem Soldaten verfolgt wurden. Sie schrieten aus dem Fenster um Hilfe. Die sowjetische Kommandantur lag zwei Häuser von uns entfernt, und so kam ein Offizier und nahm den Soldaten fest. Er ist wohl streng bestraft worden.

So gingen die Tage und Wochen dahin. Die Lebensmittel waren weiterhin knapp; Lebensmittelkarten gab es noch nicht. Jeder versuchte, irgendwie durch Tausch und Handel über die Runden zu kommen. So ging zum Beispiel mein Puppenwagen für ein Brot weg. Unser Pfarrer Grüber, der aus dem Konzentrationslager entlassen worden war, besorgte Lebensmittel für die Bevölkerung. Er hatte irgendwo und irgendwie Pferdewurst aufgetrieben und an die Familien verteilt. So verging die erste Zeit. Nachdem dann die Verwaltungen ihre Arbeit aufgenommen hatten und es Lebensmittelkarten gab, kam alles langsam wieder in Gang.

Lieselotte Schmidt, 12621 Berlin

Kindheitserinnerungen III

Als Siebenjähriger haben sich mir die letzten Tage der Krieges in Berlin, die Bombennächte in den Monaten davor und die Nachkriegszeit unauslöschlich eingeprägt.

Mein ganzes Leben habe ich nicht vergessen, wie furchtbar es war, nachts durch Sirenengeheul aus dem Schlaf gerissen zu werden, sich in großer Eile anzuziehen (manchmal klopfte schon der Luftschutzwart an die Tür und drang auf Tempo) und mit ein paar persönlichen Sachen (Mama hatte immer einen Koffer und ich einen kleinen Rucksack mit etwas Wäsche) in den Keller zu rennen. Dann hörte man das Dröhnen der Flugzeuge (Propellermaschinen) und das Krachen der Bomben. Manchmal erlosch das Licht und/oder die Kellerwände zitterten und Putz rieselte herab. Angst - Furcht - Schrecken. Wenn dann draußen die Feuerwehren

zu hören waren, wussten wir erleichtert: Dieser Angriff ist zu Ende, und wir leben noch. Dann heulten die Sirenen "Entwarnung" und es ging zurück in die Wohnungen.

Je näher die Front kam und je länger der Krieg dauerte, desto öfter kamen diese Bombenangriffe. Ab Ende 1944 fast jede Nacht. Wir gehörten zu den Glücklichen, die in Berlin-Kreuzberg Fichtestraße in einem Bunker Schlafplätze bekommen hatten. Von September 1943 bis Mai 1945 gingen wir jede Nacht dort schlafen und brauchten nicht mehr bei Alarm in den Keller. Das war auch gut so, denn in einer Winternacht Anfang des Jahres 1944 wurde unser Haus Urbanstraße 95 von Bomben vernichtet, und die im Keller waren, sind dabei umgekommen. Wir waren nun "Ausgebombte". Nachts schliefen wir im Bunker, der immer früh geräumt werden musste (Reinigungsarbeiten, Instandsetzungen, Platz für Straßenpassanten bei Tagangriffen) und lebten am Tage im ehemaligen Tanzsaal der Gaststätte gegenüber dem Eingang zum Jahnpark in der Hasenheide auf ein paar Decken in einer Ecke.

Da wir außer dem erwähnten Koffer, dem Kinderrucksack und etwas Handgepäck nichts mehr besaßen, begann 1944 in Untermiete in der Möllendorffstraße 1 der Aufbau eines neuen Haushaltes. Es wurden uns von Bekannten und Verwandten Möbelstücke überlassen, wir suchten in den Trümmern zerstörter Häuser nach brauchbarem Geschirr, nach Töpfen und Bestecken. Selbstverständlich war auch mein gesamtes Spielzeug mit verbrannt, und so achtete ich bei der Suche und dem Buddeln im Schutt auch darauf, vielleicht etwas zum Spielen zu finden.

Meine erste Einschulung war am 1. September 1944 in der Dieffenbachstraße. Aber bereits im Oktober wurde im Rahmen der Vorbereitung der Reichshauptstadt auf die Verteidigung gegen die Russen unsere Schule zum Lazarett, und der Unterricht fiel aus.

Die Vorbereitung der Verteidigung ist auch eine meiner "interessanten Kindheits-erinnerungen". In allen Parkanlagen und an den Ufern der Flüsse und Kanäle wurden Verteidigungsgräben gezogen, in vielen Straßen aus dem Schutt der zerbombten Häuser Barrikaden gebaut. Diese Barrikaden sollten die russischen Panzer aufhalten. In diesen Gräben und hinter den Panzersperren sollte der "Volkssturm" (eine 1944/45 aufgestellte halb-militärische Armee aus alten Männern, ein paar gehfähigen Verwundeten der Wehrmacht und vielen Hitlerjungen zwischen 14 und 16 Jahren) kämpfen.

Solange der Feind noch nicht in Berlin war, gab es in den Barrikaden enge Öffnungen, damit wir die Straßen noch benutzen konnten. So wurden diese "Verteidigungsanlagen" neben den Ruinen die Spielplätze meinesgleichen.

Übrigens erinnere ich mich auch noch an die Losungen an den Wänden der Häuser, Ruinen und Barrikaden: "Wir kapitulieren nie", "Viel Feind, viel Ehr", "Unsere Mauern können brechen, unsere Herzen nie", "Alles für den Sieg", "Berlin bleibt deutsch".

Ab März 1945 lebten wir ständig im Bunker. In Berlin wurde gekämpft. Vor unserem Haus in der Möllendorffstraße 1 schlug eine Bombe in den Bürgersteig, wobei das Haus stark in Mitleidenschaft gezogen wurde (Risse, Putz ab, alle Fenster raus, Dachschäden usw.). Aus Mangel an Glas und Handwerkern wurden die Fenster für lange Zeit mit Brettern zugenagelt und entsprechend der Größe verbliebener Glasscheiben Gucklöcher gelassen.

Von den letzten Kriegstagen blieb mir in Erinnerung, dass buchstäblich um jeden Fußbreit Boden und jede Ruinenmauer gekämpft wurde, was ich daraus ableite, dass unser Bunker in der Fichtestraße 2x von den "Russen" erobert werden musste, weil Wehrmacht und SS ihn noch mal zurückerobert hatten. Trotzdem meine Mutter mich zurückgehalten hat, habe ich im Türbereich Russen und später wieder SS-Männer gesehen. Die Erwachsenen sprachen sogar darüber, dass die SS einen Luftschutzwart mitgenommen hat, weil er dem "Iwan" die Bunkertür geöffnet hatte. Ihn haben sie sicher umgebracht.

Jedenfalls haben meine Mutter und mein kleiner Bruder, der zum Kriegsende noch nicht 1 Jahr alt war, so den Krieg überlebt, und in den ersten Maitagen des Jahres 1945 zogen wir wieder in unsere, durch die oben erwähnte Bombe und durch Kampfhandlungen zerstörte und verwüstete Wohnung in der Möllendorffstraße.

Der nachhaltigste Eindruck der Zeit nach dem Krieg waren Hunger und Kälte. Während bis zum Ende des Krieges Nahrungsmittel und Brennstoff zwar rationiert (Lebensmittel- und Kohlenkarte), aber doch immer vorhanden waren, gab es die ersten Tage und Wochen bis Ende Mai gar keine Versorgung und noch im Winter kein Heizmaterial. Natürlich waren auch Strom- und Wasserversorgung zerstört. Wasser holten wir (auch ich als Siebenjähriger) in Kannen und Eimern von einer Pumpe, die ca. 100 m vom Haus entfernt funktionierte.

Das Nahrungsmittelproblem wurde dadurch gelöst, dass meine Mutter mit dem Baby auf dem Arm und mir an der Hand in eine russische Kaserne ging und wir dort Kohlsuppe und Brot bekamen. Das war mein erster richtiger Kontakt zu den vorher so gefürchteten Russen. Sie waren nett und freundlich zu den Kindern, so dass ich später oft auch allein in die Kaserne ging. Immer habe ich dort etwas zu essen bekommen.

Der Krieg war zu Ende, und wir haben überlebt. Wir brauchten nicht mehr in Keller oder Bunker zu gehen, es gab keinen Alarm mehr, es fielen keine Bomben, und nach und nach verließ mich die Angst. Aber es hatte sich die Erkenntnis wie ein Schwur eingepägt: "Nie wieder Krieg"

Die nach dem Krieg als "Gleichgewicht des Schreckens" bezeichnete Situation, dass sich den imperialistischen Großmächten, die für den 1. und 2. Weltkrieg verantwortlich waren, eine militärisch starke sozialistische Welt entgegenstellte, war das beste, was meiner Generation in Europa passieren konnte. Wir haben über 50 Jahre in Frieden gelebt.

Leider haben Misswirtschaft und falsche Innenpolitik zum Zusammenbruch des sozialistischen Weltsystems geführt, wodurch den kriegswilligen Mächten die Gegenpartei weggefallen ist. Als 1999 deutsche Piloten gemeinsam mit den Nachfahren der englischen und amerikanischen Bombenwerfer des II. Weltkrieges jugoslawische Kinder in die Keller und Bunker trieben und über 2.000 ermordeten, war auch für mich die Illusion vom Frieden gestorben.

Ich habe begründete Angst, dass meine Kinder und alle Kinder von Heute und Morgen die Grauen meiner Kindheit wieder erleben.

Wolfgang Kunze, 12687 Berlin

Erinnerungen eines Zwölfjährigen

Im Mai 1945 lebte ich als zwölfjähriger Junge mit meinen Eltern, genauer gesagt mit meiner Mutter, der älteren Schwester und der dreijährigen Nichte in Leisnig, einer idyllischen, lebenswerten Kleinstadt im heutigen Freistaat Sachsen. Leisnig war auch Garnisonsstadt und das bereits seit 1688 mit wechselvoller Geschichte bis 1993.

Als Kinder zog uns das Militär an. Seine öffentlichen Veranstaltungen und Übungen begeisterten uns. Kriegerische Spiele auf unseren Bergen waren Teil unserer Freizeitbeschäftigung. Doch im Jahr 1945 bekam das alles einen ernsteren Hintergrund. Das täglich mehrfache Sirenengeheul, das Luftangriffe ankündigte, war für mich sehr beängstigend. Diese schrillen Heultöne werde ich nie vergessen. Immer, wenn sie ertönten, begaben wir uns so schnell wie

möglich in den Luftschutzkeller unseres Hauses. Das war ein von den Bewohnern hergerichteter Raum, der Schutz vor möglichen Bombenabwürfen bieten sollte. Hacken, Schaufeln, Löschgeräte, Liegen, Decken und alles Notwendige für erste Hilfeleistungen waren in diesem Raum untergebracht. Das alles hatte für mich etwas Gespenstisches an sich.

Während des oft stundenlangen Ausharrens in diesem Kellerloch wurde kaum gesprochen. Alle lauschten gespannt in die Stille. Das Kerzenlicht, nur das war erlaubt, trug das seine zu der bedrückenden Atmosphäre bei. In dieser beängstigenden Stille hörten wir den dröhnenden Fluglärm der Bombengeschwader, die unsere Stadt überflogen. Mehr noch. Auch die Detonationen der Bomben, die über Leipzig und Dresden niedergingen, waren bis zu uns zu hören. Und bei jedem neuen Angriff hofften alle, dass diese todbringende Last nicht uns treffen möge. Wenn die Sirenen Entwarnung gaben, atmeten alle erleichtert auf. Wir waren wieder einmal mit heiler Haut davongekommen, aber alle gingen ins Freie, um zu sehen, ob nicht doch etwas passiert sei. Ich erinnere mich, dass der Himmel immer hell erleuchtet war vom Feuerchein der brennenden Städte Leipzig und Dresden.

Das ganze Ausmaß dieser Zerstörungen und des unermesslichen menschlichen Leides habe ich erst viel später erfasst und verstanden. In meiner Familie wurde damals kaum mit mir über diese Ereignisse gesprochen. Meine Mutter, später danach befragt, sagte, sie wollte mich damit nicht belasten. Ihre Gedanken waren vordergründig darauf gerichtet, ob ihr Mann, die zwei Söhne und der Schwiegersohn lebend und gesund aus dem Krieg nach Hause zurückkehren würden. Und wenn ich mich recht erinnere, hat sie unsagbar viel geleistet, damit wir alle immer etwas zu essen hatten.

Dass in dieser Zeit kaum Schulunterricht stattfand, haben ich und meine Freunde nicht gerade bedauert, konnten wir doch umso intensiver unseren privaten Interessen nachgehen. Als die Bevölkerung von Leisnig begann, die Lagerbestände der Wehrmacht, die bereits im April die Kasernen verlassen hatte, zu plündern, war ich natürlich mit meinen Freunden dabei. Über das Verbot meiner Mutter habe ich mich hinweggesetzt. Den von uns "erbeuteten" Rohzucker und die karierte Bettwäsche hat sie genommen.

Am 6. Mai 1945 bezogen die ersten Rotarmisten in Leisnig Quartier. Das sprach sich wie ein Lauffeuer unter der Bevölkerung herum. Mit ängstlichen Blicken und meist hinter der Gardine hervor wurden sie beobachtet. Nur wenige trauten sich in den ersten Tagen auf die Straße. Allerlei Gerüchte wurden hinter vorgehaltener Hand verbreitet. Ich verstand sie sowieso nicht. So stahl ich mich mit meinen Freunden von zu Hause fort, um dem Treiben der Soldaten in den eigenartigen Uniformen und mit der uns völlig fremden Sprache zuzuschauen. Die Bilder der Männer, ob jung oder alt, mit Schnauzbart oder mit Glatze, sehe ich immer noch vor mir. Ihr "Heerlager" mit Pferden, Wagen und allerlei Kriegsgerät auf einer Wiese an der Mulde zog uns magisch an.

Die Rotarmisten waren zu uns Kindern durchweg freundlich. Wir durften die Pferde in der Mulde waschen, striegeln und sie auch füttern. Bei unseren Versuchen, ohne Sattel zu reiten, sahen uns die Soldaten belustigt zu. Offensichtlich haben wir auf den Pferden keine allzu gute Figur gemacht. Trotzdem gab es als Belohnung ab und zu ein Stück Schwarzbrot oder eine Kelle warmes Essen aus der Feldküche. Manchmal riefen sie uns in gebrochenem Deutsch zu: "Hitler kaputt!" Von ihnen hörte ich auch die russischen Worte "Mir", "Drushba", "Dawei" und ein paar andere das erste Mal; ihr tiefer Sinn erschloss sich mir aber erst später.

Ich erinnere mich noch sehr genau daran, wie radikal Kommandeure in aller Öffentlichkeit gegen Soldaten vorgingen, die sich an Übergriffen und kriminellen Handlungen beteiligt hatten. Das flößte uns Angst ein.

Ich erwähne diese Erlebnisse nicht deshalb, um derartige Vorkommnisse klein zu reden. Nein! Sie dürfen aber auch nicht dazu missbraucht werden, wie ich das jetzt öfter in Publikationen lese, um die historische Tat der Roten Armee und des Sowjetvolkes bei der Niederschlagung des Faschismus zu schmälern oder gar ins Gegenteil zu verkehren. Gerade im 60. Jahr unserer Befreiung sind die Worte von **Ernest Hemingway** aktueller denn je: **"Jeder Mensch, der die Freiheit liebt, schuldet der Roten Armee mehr als er je bezahlen kann."** Diese historisch belegte Wahrheit mindert in keiner Weise den Anteil der anderen alliierten Streitkräfte an der Niederringung des Faschismus in ganz Europa.

Ich persönlich habe die große Hoffnung, dass von diesem 60. Jahrestag der Befreiung, aufgrund der gemachten bitteren Erfahrungen, neue kräftige Impulse für Entspannung, Abrüstung, gegen Kriege jeglicher Art, für einen dauerhaften und umfassenden Frieden unter den Völkern ausgehen mögen.

Meine Empfindung ist, dass der Friedensgedanke im Denken und Handeln der Menschen, vor allem auch der Jugend, zur Zeit des "Kalten Krieges" eine größere Rolle gespielt hat als das heute der Fall ist. Der Frieden der Menschheit ist jedoch nicht sicherer geworden. Der Kampf um die "Neuaufteilung der Welt" mit militärischen, atomaren Mitteln ist bereits längst im Gange. Stärkerer Protest und Druck auf die Regierungen sind notwendig, um Kriege, die zur Zeit in der Welt geführt werden, zu beenden, um zu wirklicher Abrüstung zu gelangen und Wege für einen dauerhaften Frieden in der Welt zu erschließen. Kriege, die heute in jedes Wohnzimmer flimmern, dürfen uns nicht lähmen. Wir müssen den Begriffen Frieden und Abrüstung in unserem Denken und Handeln wieder Vorrang verschaffen. Das sind wir uns selbst und den Millionen Opfern, die im Kampf gegen den Faschismus gebracht wurden, schuldig. Wir kommen im Leben auf unserem Planeten nicht an der Wahrheit vorbei: **"Frieden ist nicht alles – aber ohne Frieden ist alles Nichts."**

Helmut Thiele, 12681 Berlin

Frühling 1945

Ich bin am 31. Januar 1941 geboren. Nachdem die Bombardements auf Stettin/Pölitz immer unerträglicher geworden waren, wurden wir zu meiner Großmutter nach Wolgast, nahe Insel Usedom, evakuiert.

Der Großangriff aus Peenemünde übertraf alles. Da die Nazis für ihre Flucht die Peenebrücke von Wolgast zur Insel Usedom gesprengt hatten, lag Wolgast tagelang unter Beschuss von beiden Seiten: die Rote Armee vom Ziesaberg aus, die Nazis von der Insel Usedom.

Wir hatten in einem Garten von Freunden Zuflucht gefunden. Es wurde eine Grube ausgehoben, wir hineingesteckt und Erde mit Sträuchern über uns gedeckt gegen Geschosse und Splitter. Als wir endlich wieder in unsere Wohnung durften, war alles geplündert. Ich hatte keine Schuhe mehr zum Anziehen. Zu essen gab es nichts. Besen, Handfeger und Müllschaufel waren auch weg. Diese lagerten zu Hunderten in der gegenüberliegenden Post, die jetzt sowjetische Kommandantur war.

Da meine Großmutter eine reinliche Frau war, beschloss sie, die Reinigungsgeräte zurückzuholen. Ich bekam eine große Puppe in den Arm. Dann wanderte ich an der Hand meiner Großmutter zur Kommandantur. Der Posten, der in diesem Krieg zwei kleine Kinder in meinem Alter verloren hatte, zerfloss bei meinem Anblick (Hunger in großen Kinderaugen) in Tränen und – ließ uns passieren. Wir wurden in das Zimmer mit den vielen Besen usw. gebracht. Ordentlich, wie meine Großmutter war, suchten wir, bis wir UNSEREN Besen, Hand-

feger und Müllschaufel fanden. Stolz zogen wir damit nach Hause, wo meine Mutter inzwischen vor Angst fast gestorben war.

Ein anderes Erlebnis: Radios, Schreibmaschinen, Fahrräder – alles wurde beschlagnahmt. Vor unserem Haus auf dem Postmarkt stand ein großer mehrarmiger Kandelaber. Hier übten sowjetische Soldaten Rad fahren. Mich belustigte es, wenn ich vom Fenster aus zusah, wie sie Runde um Runde fuhren und oft dabei umkippten.

Etwas später schneiderte meine Großmutter für die Frauen der Offiziere gegen Naturalien. Ich lernte rasch Russisch und war aller Liebling, da Russen alles für Kinder tun.

1963 begann ich als Russischlehrerin zu arbeiten. Jetzt unterrichte ich seit 2003 Russland-deutsche in ihrer Muttersprache Deutsch. So schließt sich der Kreis.

Marianne Fox, 12689 Berlin

Antifaschistische Erziehung

1990 formulierte Richard Weizsäcker: „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der national-sozialistischen Gewaltherrschaft. Niemand wird um dieser Befreiung willen vergessen, welche schweren Leiden mit dem 8. Mai erst begannen und danach folgten. Aber wir dürfen nicht am Ende des Krieges die Ursache für Flucht, Vertreibung und Unfreiheit sehen. Sie liegt vielmehr in seinem Anfang und im Beginn jener Gewaltherrschaft, die zum Kriege führte. Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen.“

Dieses Zitat trifft auf mein Leben vollinhaltlich zu.

Am 8. Mai 1945 war ich auf der antifaschistischen Frontschule des Nationalkomitees Freies Deutschland in Kreckow bei Stettin. Nachdem mein wiederholter Versuch, nach Hause zu kommen, gescheitert war, boten mir auf der sowjetischen Kommandantur aus der Emigration zurückgekehrte antifaschistische Widerstandskämpfer an, die Möglichkeit dieses Schulbesuches zu nutzen, da ich sowieso allein und mittellos auf der Straße stand. Zugleich sahen sie in mir eine Kriegsdienstmaid, eine BDM-Führerin und eine Abiturientin, die von 12 Schuljahren elf innerhalb des dritten Reiches verbracht hatte. Ich war eine Antwort auf die Frage: Kann man diese Jugend umerziehen?

Ob und wie der 8. Mai 1945 begangen wurde, kann ich nicht sagen, weil ich mit meiner eigenen Bilanz vollständig beschäftigt war. Erst in einem Prozess des Lernens und Verstehens bekommt der 8. Mai in meinem Leben einen gebührenden Platz, worüber ich gern später berichte.

Wie kam es dazu, dass ich hier landete?

Wir Kriegsdienstmaidens in Peenemünde wurden plötzlich Ende März 1945 entlassen, meine Mutter war bereits mit einem Hausboot aus Stettin geflüchtet, mein Bruder Soldat, meine Schwester in der Kinderlandverschickung, also auch evakuiert.

Eine Schulfreundin lud mich zu ihren Verwandten nach Rügen ein, wohin ich dann auch mehr oder weniger glücklich gelangte. Nach meinem 19. Geburtstag am 7. April 1945 unternahmen meine Freundin, ihre Mutter und ich die erste Erkundungsfahrt nach Stettin, um Rückkehr-

möglichkeiten zu prüfen. Meine Aussichten waren sehr gut, und ich war entschlossen, sobald wie möglich erneut zu starten und unser Lebensmittelgeschäft wiederzueröffnen. Nachdem der erste Versuch am zu schweren Gepäck scheiterte, gelang der zweite mit dem aus einem Faltenrock genähten Rucksack gut, wenn man eine Reise per Anhalter auf Panjewagen, mit dem LKW, zu Fuß akzeptiert. Zwei Tage brauchte ich dazu, zum Schluss noch in Gesellschaft von zwei Frauen mit einem Handwagen und einem Kind darauf. Wir hatten das gleiche Ziel und den gleichen Misserfolg: Am Ende unseres Weges lag vor uns unsere Heimatstadt, die nicht zertrümmert war, sondern noch teils russisch schon teils polnisch besetzt war.

Deshalb war es für mich ein Glücksfall, auf der Kommandantur auf Menschen zu treffen, die mich aufnahmen, auf Menschen, die ebenso gut mit mir hätten rechten können, die allen Grund gehabt hätten, mich zu verurteilen und mich meinem Schicksal zu überlassen.

Vielleicht hat schon mal jemand von Aenne Kundermann, Adam Scharrer, Kurt Bürger oder, aber das bestimmt, von Willi Bredel gehört. Das waren einige der Genossen, die sich meiner annahmen, denn wir vier, die beiden Frauen, der Junge und ich, hätten weder nach Stettin weiter können, noch andernfalls dort Lebensmöglichkeiten gefunden. So sorgten die beiden für Sauberkeit und Ordnung, und ich ging zur Schule, zusammen mit etwa 100 jungen Kriegsgefangenen.

Von Ende April bis zum 6. Juni blieb ich auf der Schule, die dann nach Rüdersdorf bei Berlin verlegt wurde. Ich fuhr mit.

Als die Landesregierung in Schwerin gebildet wurde, nahm man mich auch dorthin mit, gab mir kurzzeitig Arbeit im Kinderheim in Waren-Müritz, und im Juli/ August kehrte ich nach Bergen auf Rügen zurück.

Es war für mich ein ungeheurer Umerziehungsprozess, den ich durchlaufen hatte, denn was sagten mir schon Marxismus/ Leninismus, was Heine, was Ostrowski? Was mich hingegen ganz fesselte, das waren die niveauvollen Musikabende und Dichterlesungen.

Unbeantwortet blieben Fragen nach meiner Familie, denn wohin sollte ich mich wenden, und nach der beruflichen Zukunft. Was sollte aus mir werden?

Geboren wurde ich 1926 in Stettin und wuchs in einer Großfamilie von Handwerkern und Kaufleuten auf. Alle wirkten ziemlich nahe beieinander, ich selbst hatte 3 Geschwister, so dass meine Kindheit sehr glücklich und behütet verlief. Das änderte sich auch nicht, als meine Eltern etwas weiter weg von meinen Verwandten bauten und ich eingeschult wurde. Politisch verhielten sie sich neutral, und ich merkte nicht, wie ich in den Faschismus hineinwuchs, Seidenraupen fütterte (für Fallschirmseide), Socken und Handschuhe für verwundete strickte, damit sie schnell wieder an die Front können, Kulturprogramme mit meiner Jungmädelsgruppe einübte, die wir dann den Lazarettinsassen zu Gehör brachten. Normalität war der Aufenthalt im Keller, wenn die Sirenen Fliegeralarm anmeldeten, Normalität war, dass die Jungen in meiner Klasse in Uniform saßen, damit sie bei Fliegeralarm sofort zu ihrer Flakstellung laufen können, um feindliche Flugzeuge abzuschießen, und Normalität war auch, dass ich im Kriegshilfsdienst Schützengräben in Lebehne bei Schneidemühl aushob und in der Munitionsfabrik in Peenemünde arbeitete.

Enttäuscht war ich erst nach dem Abitur, als ich wenigstens Fremdsprachenkorrespondentin werden wollte, aber statt dessen dem totalen Krieg zufolge eingezogen wurde und nichts in der Welt ermöglichte, zur Hilfe für meine verwitwete Mutter freigestellt zu werden.

Meine väterlichen Freunde meinten es gut mit mir, als sie mich nach Bergen zurückbrachten und zusammen mit Rudi Reichert für den Aufbau eines antifaschistischen Jugendausschusses

verantwortlich machten. Was stellen wir auf die Beine, rasen mit dem Motorrad über die Insel, um die enttäuschten und um ihre Jugend betrogenen Jungen und Mädchen für ein neues Leben zu gewinnen. Zu Weihnachten ließ ich beim Bäcker aus einem Zentner Mehl Gebäck backen, lud zu einer Vorweihnachtsfeier ein, organisierte alles bis ins Kleinste, und viele, viele kamen. Aber sie kamen nur wegen der Kekse, danach verschwanden sie heimlich, unheimlich, und ich kam zur Besinnung: Wie wollte ich, eine ehemalige BDM-Führerin, mit den alten Methoden eine neue Lebenseinstellung und vor allem wieder Mut zum Leben schaffen?

Dass ich eine falsche Einstellung habe, bestätigte man mir auch in der Uni Greifswald, wo ich wegen eines Studienplatzes nachfragte: "Legen Sie erst einmal Ihre faschistische Vergangenheit ab," wurde mir ans Herz gelegt.

So blieb ich wieder auf der Strecke. Aber ich hatte schon einen Teil meiner Familie gefunden, meine Mutter noch auf dem Hausboot in Darguhn, auch meine Schwester, beide mit Typhus. Während ich die Mutter ins Krankenhaus bringe, nehme ich die Schwester zu mir mit nach Bergen, zu Fuß, per Anhalter und mit dem Handwagen. Bis zum Frühjahr 1946 behalte ich sie, dann kann ich in Putbus einen Lehrerbildungskurs besuchen, bringe sie zur Mutter zurück, deren Hausboot inzwischen beschlagnahmt ist, und warte bis Ende 1946, ehe die Familie endlich wieder zusammengefunden hat.

Käthe Müller, 12621 Berlin

Das Kriegsende in Sachsen-Anhalt aus der Sicht eines 14-Jährigen

Militärisch war der Krieg in und um die kleine Stadt Delitzsch, zwischen Halle und Leipzig gelegen, schon am 18. April 1945 zu Ende. Mutige Bürger hatten mit den in der Nähe, südlich der Stadt, schon vorgedrungenen USA-Truppen die kampflose Übergabe der Stadt ausgehandelt und vollzogen. Der Volkssturm als letztes Aufgebot, auch mit 14- bis 16-jährigen Jungen, brauchte die vorbereiteten Stellungen am südlichen Gelände der Elster nicht zu beziehen.

Vorbei waren der Dauerfliegeralarm seit März und die Bombenangriffe. Den letzten auf Leipzig Anfang April hatte ich bei meiner Schwester in der Messestadt in einem verschütteten Luftschutzkeller kurzzeitig selbst mit erlebt. Vorbei waren auch die Einsätze in Merseburg, um nach Bombenangriffen nach Verschütteten zu suchen und zu helfen, Tote zu bergen.

Vorbei waren auch die Lotsendienste, die wir älteren Schüler seit Februar 1945 für die aus Nordost kommenden Flüchtlingstrecks durch unsere Stadt über eine Strecke von ca. 10 Kilometer nach Südost zu leisten hatten. Der Schulunterricht war wegen Dauerfliegeralarms und fehlender Heizung schon seit Wochen ausgefallen.

Nach dem 18. April richteten sich die USA-Truppen auf dem heutigen 'Platz der Freiheit' mit militärischem Gerät und Fahrzeugen ein. Eine Kommandantur nahm ihre Arbeit auf, und auch Wohnhäuser wurden als Quartiere freigemacht

Befehle ordneten die Abgabe aller militärischen Geräte und Waffen an, auch die Abgabe von Rundfunkgeräten, Fotoapparaten und Ferngläsern. Ausgangssperre war für die Nachtstunden festgelegt

Bald nach der Kapitulation am 8. Mai 1945 gab es Passierscheine mit Fingerabdruck für die Bewegung im Umkreis von 6 Kilometern. Militärgeldscheine tauchten auf, aber es gab bis Anfang Juli keine Lebensmittelkarten. Selbstversorgung war angesagt. Bei der spontanen Räumung der Malzfabrik in unserer Stadt hatten wir uns aus dem dort lagernden Marinepro-

viant selbst unter Lebensgefahr manches holen können. So auch von dem bombenzerstörten Güterbahnhof Leipzig-Wahren.

Die Nazi-Größen unserer Stadt wurden von den Militärbehörden verhaftet und Richtung Westen abtransportiert. Viele Hundert Fremd- und Zwangsarbeiter, die in besonderen Lagern und vor allem in den Rüstungsbetrieben arbeiten mussten, waren frei.

Ich selbst hatte in diesen Wochen wechselnde Gefühle, einerseits froh über das Ende der Kriegsgefahren, andererseits gab es bei mir keine Vorstellung, wie es in Zukunft weitergehen sollte. Der Alltag nach dem Kriegsende brachte für mich als jüngsten von fünf Geschwistern neue Pflichten und Sorgen für die Ernährung der Familie, eingeschlossen die Schwester als Kriegswitwe mit zwei kleinen Kindern und die andere Schwester, deren Mann in den letzten Wochen des Krieges an der Oder vermisst wurde. Er sollte nie seine später geborene Tochter sehen. Mein Bruder Kurt war schon im Juli 1944 im Osten gefallen

Es gab in diesen Wochen keine Schule, alles war im Umbruch und in Bewegung. Anfang Juli 1945 übernahmen sowjetische Truppen entsprechend den 1944 getroffenen alliierten Vereinbarungen die Besetzung unserer Stadt. Kamen die Amerikaner noch mit modernen LKW und Jeeps, zogen die sowjetischen Militäreinheiten vor allem mit kleinen Panje-Wagen, von Pferden gezogen, in die Stadt ein. Diese Armee hatte siegreich gekämpft? Viele wurden nachdenklicher über den Krieg, auch ich.

Als junger Mensch begann ich, die neuen Zeitungen, z.B. die 'Tägliche Rundschau', zu lesen. Ich hörte älteren Gewerkschaftlern und Angehörigen der neuen antifaschistischen Parteien zu, wenn sie über das Hitlerregime und die Ursachen des Krieges sprachen. Der Verlauf und die Beweise des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses haben mich sehr beeindruckt, um das Kriegsende auch selbst als Befreiung verstehen zu lernen. Das war nicht leicht in der Not des Alltages, in der Zeit der großen Demontage von Betrieben unserer Stadt als ein Teil der Wiedergutmachung der Verluste der Sowjetunion.

Ein wichtiger Tag der begonnenen Nachkriegszeit war für mich und viele Altersgenossen der Neubeginn des Schulunterrichts im Oktober 1945. In den Monaten davor hatte ich geholfen, in einer kleinen Akkumulatorenfabrik mit einem früheren Gesellen dieser Fabrik aufzuräumen und die Herstellung von Schuhcreme zu beginnen. Ein erstes friedliches Erlebnis und Abenteuer zugleich, wie zwei Ahnungslose Schuhcreme zusammenmischten und diese später auch noch zum Glänzen brachten. Alles für 20 Pfennig Stundenlohn, aber es war das erste selbstverdiente 'friedliche Geld' in meinem Leben.

Die Erkenntnis der Befreiung war für mich jungen Menschen nicht leicht und forderte auf dem Weg zu einem selbstbewussten Leben, Ursachen, Tatsachen und Zusammenhänge zu verinnerlichen. Dabei gab es für mich auch Widersprüchliches, z.B. die Zwangsverpflichtungen damals 1945 und später für den Uranbergbau im Erzgebirge. Woher sollten wir auch wissen, wie wichtig dieses Erz war, um das Atomwaffenmonopol der USA so schnell wie möglich nach dem amerikanischen Atombombenabwurf auf japanische Städte zu brechen?

Warum gab es 1947 schon wieder Zonengrenzregime im Osten wie im Westen? Warum durfte ich im Herbst 1946 als junger Mensch aus Sachsen-Anhalt den schon abgeschlossenen Lehrvertrag im sächsischen Leipzig nicht antreten? Weil die sächsischen Landesbehörden die Lehrplätze nur für sächsische Landeskinder vorbehielten!

Die einseitige Währungsreform 1948 in Westdeutschland war für mein Zukunftsverständnis in Frieden eine schwere Belastung und mit persönlichen Erlebnissen als Lehrling bei der Deutschen Reichsbahn verbunden. Lebenswichtige Medikamente für meinen Vater gab es

damals hier im Osten nicht. Mit dem Rezept fuhr ich nach Westberlin, um sie dort zu holen und mit 'Ostmarktpreisen' zu bezahlen.

Der Krieg war zu Ende, begann schon wieder ein neuer, den man später als 'kalten Krieg' bezeichnete?

In meiner kurzen 'Rückblende' bestätigt sich eigentlich noch einmal meine Auffassung, dass ich als junger Mensch zum Kriegsende 1945 mit der Befreiung eigentlich gewissermaßen 'zum zweiten Mal geboren' wurde. Ich danke allen lebenserfahrenen und geschichtsbewussten Menschen, die mir auf diesem Weg der Befreiung geholfen haben. Für die Zukunft wünsche ich, dass die schmerzlichen und tiefgreifenden Erfahrungen unseres Volkes nie vergessen werden.

Nie wieder sollten Väter und Mütter mitschuldig werden, dass sie nicht entschieden genug die Werte einer demokratischen Gesellschaft verteidigt haben und so das faschistische Regime des Rassenwahns und der Eroberungspolitik möglich wurde. Damit ist heute mehr denn je geschichtsbewiesene Verantwortung der Wirtschaft für eine sozial gerechte Gesellschaft gefordert, ohne die es keinen stabilen inneren Frieden gibt. Ist das möglich? Es müsste. Quo vadis Deutschland?

Fritz Knöfel, 12681 Berlin

Bericht eines 15-jährigen Zeitzeugen

Einige Ereignisse und persönliche Erlebnisse während der letzten Wochen vor dem Kriegsende 1945 haben sich in meinem Gedächtnis so nachhaltig festgesetzt, dass ich mich daran auch heute noch sehr gut erinnern kann: Anfang März 1945 wurden in meiner damaligen Heimatstadt Burgstädt in Sachsen 15-jährige Lehrlinge und Schüler zusammen mit Rentnern in einer Volkssturm-Einheit als ein letztes Aufgebot für den "Endsieg" mobilisiert.

In dem Ausbildungslager in Hartmannsdorf bei Chemnitz, in das ich eingezogen worden war, fehlte es an allen Ecken und Kanten. Für Schiessübungen waren nur alte französische Gewehre mit beschränktem Munitionsvorrat vorhanden. Maschinengewehre und Panzerfäuste wurden ganz selten aktiviert, weil es auch dafür an Munition mangelte. Insgesamt konnte man kaum von einer gezielten Vorbereitung auf einen militärischen Fronteinsatz sprechen.

Mitte April 1945 wurde unsere Volkssturm-Einheit in Richtung Front in Gang gesetzt. Unser Marsch führte über Burgstädt, wo ich in der Damaschkestraße 1 bei meinen Eltern wohnte. Ich vermag heute nicht mehr genau zu sagen, was mich bewog, mich zusammen mit fünf Kameraden von der Truppe nach Hause abzusetzen. Mutter und Schwester freuten sich mit mir über die plötzliche Heimkehr, aber Sorgen machten wir uns darüber, ob man mich dafür zur Verantwortung ziehen würde. Das Chaos war aber offensichtlich schon so groß, dass sich in dieser Richtung nichts mehr rührte.

In den folgenden Tagen wurde Burgstädt von amerikanischen Truppen eingenommen, die übrig gebliebenen Angehörigen der Volkssturm-Einheit gefangen genommen und in eines der großen Gefangenenlager nach dem Westen Deutschlands gebracht. Dort sind einige meiner Kameraden unter schwierigen Existenzbedingungen leider noch ums Leben gekommen

Mein Kriegseinsatz war zu Ende und der Weg frei für einen Neuanfang noch vor dem offiziellen Tag der Befreiung, dem 8. Mai 1945. Ich hatte keinerlei Probleme damit, mich sofort für den Neuaufbau zu engagieren, zunächst als ein Gründungsmitglied der in Burgstädt entste-

henden antifaschistischen Jugendorganisation, und wenige Tage vor meinem 16. Geburtstag entschied ich mich dazu, Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands zu werden. Dieses politische Verhalten war ganz offensichtlich mit der Tatsache verbunden, dass ich in der Familie eines antifaschistischen Widerstandskämpfers groß geworden war.

Anfang 1946 bot man mir an, einen Kurzlehrgang an der Kreispartei­schule der KPD in Hartmannsdorf zu besuchen. Das war übrigens das gleiche Gebäude, in dem ich als Volkssturm-Mann ausgebildet wurde. Wir wurden gebeten, auf die Frage zu antworten: Was weiß ich über Karl Marx und Friedrich Engels? Sowohl während der Volksschulzeit als auch an der Berufsschule hatte ich niemals die beiden Namen vermittelt bekommen, geschweige denn etwas über deren wissenschaftliche Leistungen erfahren. Ich saß vor einem leeren Zettel und bat schließlich einen guten Bekannten darum, mir einiges zu diktieren. Dieses Eingeständnis übte Schockwirkung auf mich aus. Nach einigen Studien schwor ich, in Zukunft selbst etwas darüber zu schreiben. Das Ergebnis meiner eigenen langjährigen Studien über das Werk von Karl Marx und Friedrich Engels veröffentlicht ich zusammen mit Horst Richter 1969 im Dietz Verlag das Buch unter dem Titel 'Die Herausbildung der marxistischen politischen Ökonomie'.

Nach der erfolgreichen Absolvierung einer 3-jährigen Lehre als Industriekaufmann bei der Firma Elmug, Günther und Co., in Hartmannsdorf entschloss ich mich, das Beschäftigungsangebot vom Kreisvorstand des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes anzunehmen. Zunächst half ich dem Kreisvorsitzenden des FDGB in Rochlitz dabei, seine unerledigte Post zu bearbeiten. Er war im Beruf eines Industrieschornsteinbauers sehr erfolgreich gewesen, aber für die Büroarbeit war er nicht zu begeistern. Als ich seinen riesigen Schreibtisch öffnete, quollen mir seine unerledigten Briefe entgegen. Mir gelang es Ordnung zu schaffen, aber befriedigt hat mich das natürlich nicht. Wir einigten uns darauf, am Aufbau eines Arbeitersekretariates mitzuwirken.

Diese Einrichtung war entstanden, weil viele Gewerkschaftsmitglieder darum gebeten hatten, Unterstützung bei der Erledigung von zivilrechtlichen und arbeitsrechtlichen Problemen zu erhalten. Beispielsweise hatten viele Heimkehrer aus dem Krieg ihre alte Arbeitsstelle nicht wiedergefunden, sondern nahmen Beschäftigung auf Bauerhöfen an. Dies geschah meist auf Basis von Naturalleistungen und ohne ordentliche Bezahlung auf Tarifbasis. In unmittelbarer Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreisgericht halfen wir den Landarbeitern, die sehr dankbar waren für die Lohnnachzahlungen. Auf diese Art und Weise wuchs die Mitgliederzahl der Gewerkschaft Land und Forst in Rochlitz rasch an.

Mir selbst machte die Tätigkeit im Arbeitersekretariat große Freude, aber ich musste bald erkennen, dass mein angeeignetes und weitergegebenes Wissen bei weitem nicht ausreichte, arbeits- und zivilrechtliche Probleme voll zu verstehen und in der Praxis zugunsten der Gewerkschaftsmitglieder anzuwenden. Für ein Universitätsstudium war das Abitur Voraussetzung. Dafür bewarb ich mich 1948 bei der Vorstudienanstalt der Leipziger Universität, die kurze Zeit später in Arbeiter- und Bauernfakultät umbenannt wurde. Im Frühjahr 1950 war das Abitur geschafft, aber mit einem Studium der Rechtswissenschaften wurde es nichts, weil Frau Prof. Dr. Eva Altmann an der ABF für eine neu zu gründende Hochschule für Ökonomie und Planung in Berlin-Karlshorst warb und ich diesem Ruf folgte.

Nach einem Jahr Studium im Kernsemester der HfÖ ging es für fünf Jahre Studium nach Moskau. 1956 ging ich nach Absolvierung der Moskauer Lomonossow-Universität zurück an die Hochschule für Ökonomie, an der ich von 1956 bis 1973 vom wissenschaftlichen Assistenten bis zum Lehrstuhlprofessor wirkte. Von der Hochschullehrtätigkeit wurde ich für vier Jahre an das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten ausgeliehen. Dort ernannte man mich zum ersten Botschafter der DDR in den USA, und die letzten beiden Jahre vertrat ich dazu als Zweitvertretung die DDR in Kanada. Nach Rückkehr in die DDR ging ich wieder zu

meiner geliebten HfÖ zurück, an der ich von 1979 bis 1988 als Rektor tätig war. Schließlich erfolgte 1990 die vorzeitige Versetzung in den Ruhestand.

Ich hatte in meinem Arbeitsleben mehrfach die Chance, den Wert der Befreiung vom Hitler-Faschismus auch persönlich überzeugend und differenziert zu genießen.

Rolf Sieber, 12687 Berlin

Das war das Ende und ein neuer Anfang Gedanken zum 8. Mai

Der Ardennen-Offensive der deutschen Wehrmacht im Dezember 1944 war schnell die Luft ausgegangen. Im Zuge der Gegenoperationen richtete die britische Armee einen schweren Artillerie- und Panzerangriff gegen den Maasbrückenkopf, den die deutsche Wehrmacht nördlich des holländischen 's-Hertogenbosch errichtet hatte. Es war das erste Wochenende im Januar 1945. Beide Unternehmen hatten nur weiteres Leid, Tote und Verwundete auf beiden Seiten gebracht.

Als vorgeschobener Beobachter einer Granatwerfer-Einheit der 6. Fallschirm-Jäger-Division habe ich diese Angriffe wie ein Wunder überlebt.

Aber es gab ein weiteres Wunder, das Menschen gestaltet haben: Der britische Angriff konnte zum Stehen gebracht werden. Die Verwundeten und Toten beider Seiten lagen zwischen den Fronten im Wirkungsbereich der beiderseitigen Handfeuerwaffen. Keine Seite nahm Rücksicht auf die andere. Gegen Mittag des Tages nach dem Angriff – es war der erste Sonntag des Januar 1945 – kündete ein Lautsprecher von der britischen Seite die Ankunft eines Parlamentärs an. Er bat den Divisions-Kommandeur, General Plocher, den Parlamentär zu empfangen und zugleich die Einheiten beider Seiten, jegliche Kampfhandlungen zu unterlassen, damit die Verwundeten und Toten geborgen werden könnten.

Beide Seiten hielten sich daran.

General Plocher empfing den Parlamentär, der ihm eine Einladung des britischen Brigade-Generals in dessen Quartier überbrachte. Gemeinsam mit einem Parlamentär seiner Seite folgte er der Einladung, und am Abend erfuhren wir bereits das Ergebnis des Treffens: Beide Generäle hatten die Widersinnigkeit des gegenseitigen Mordens eingesehen und beschlossen: Jede Einheit bleibt in der gegenwärtigen Stellung. Jegliche Kampfhandlungen unterbleiben. Daran hielten sich auch die nachgeordneten Kommandeure. Es war schon ein erhebendes Erlebnis, als kein Geschützdonner mehr die nächtliche Ruhe störte, kein Maschinengewehr mehr hämmerte und auch keine Leuchtkugel den nächtlichen Himmel erleuchtete.

Auch damals gab es schon Fußball-Fans. Es dauerte nur wenige Tage, und der Chef einer Nachbarbatterie hatte den Kontakt zu einer Batterie der kanadischen Ahorn-Division aufgenommen und gemeinsame Fußballspiele zwischen beiden Einheiten vereinbart. Andere Einheiten folgten ihrem Beispiel. Menschlichkeit hatte gesiegt.

Und dieses Miteinander hielt über Monate an - bis zum 8. Mai 1945. Am Nachmittag des 8. Mai erfuhren wir von Holländern, bei denen wir Quartier hatten, dass die Kapitulations-Urkunde in Berlin-Karlshorst durch die Beauftragten der deutschen Wehrmacht unterzeichnet worden war.

Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile, denn sie bedeutete erst einmal den Stopp des Mordens.

Am Abend, als die Nachricht durch die Division bestätigt worden war, saßen überall kleine Gruppen zusammen. Es wurde beraten, was das Kriegsende für uns bringen könnte. Müssen wir noch in Gefangenschaft? Wann können wir nach Hause? Gibt es das Zuhause überhaupt noch? Wer lebt von den Angehörigen noch? Für mich stand eine Frage im Vordergrund: Wie werden die Eltern damit fertig, dass ich als Einziger von 4 Jungen überlebt habe? Wie kann ich ihnen helfen, den Verlust der 3 Brüder zu überwinden?

Mit dem 8. Mai setzte schlagartig eine Änderung im Verhältnis zwischen den Engländern und uns ein. Wir waren nicht mehr Gleiche. Fußballspiele fanden nicht mehr statt. Auch weil sich neue Ereignisse anbahnten. Am 10. Mai mussten wir unsere Waffen abgeben. Doch dabei blieb es nicht. Ich wurde vor der Abgabe meiner Pistole erst einmal meines Pilotenscheines und meiner Pilotenuhr entledigt.

Was aus uns danach werden sollte, erfuhren wir bald. Keine Gefangenschaft, sondern Abmarsch nach Deutschland und Internierung in Ostfriesland, im Raum Norden – Wilhelmshaven – Aurich. Von dort erfolgten dann die ersten Entlassungen in der Reihenfolge: britische, amerikanische und französische Besatzungszone. Diejenigen, die in der sowjetischen Besatzungszone beheimatet waren, wurden nicht entlassen. Sie konnten als Arbeiter ins Moor gehen oder bei der schwarzen Polizei (Werkschutz) anheuern.

Doch die Entscheidung: Polizei in Wilhelmshaven, setzte die offizielle Entlassung aus der Wehrmacht voraus. Und den Weg wählte ich, denn auf Grund einer Schussverletzung hoffte ich auf Untauglichkeit für den Polizeidienst. Meine Hoffnung bestätigte sich.

Am Morgen des 8. Januar 1946 erhielt ich den Entlassungsschein und trat im offenen Güterwagen die Heimfahrt an. Am 10. Januar abends stand ich dann vor der Ruine des Hauses in Angermünde, in dem meine Eltern gewohnt hatten. Den Bombenangriff hatten sie überstanden und Quartier im Hinterhaus gefunden.

Mit meiner Ankunft brachen für die Eltern die Wunden über den Verlust der 3 Söhne erneut auf. Andererseits war die Freude über meine Heimkehr groß. Sie hatten erfahren, dass ich von der eigenen Flak abgeschossen worden war, und danach keine Post mehr von mir erhalten. Mein Vater hat sich von dem Verlust der Söhne nicht wieder erholt. Er verstarb am 30. Juni 1948.

Für mich gab es auch eine schwere Enttäuschung. Ich hatte mich 1943 mit einem Mädchen verlobt, das aus Belgien dienstverpflichtet worden war und in Berlin-Kladow als Apothekerin arbeitete. Als die Engländer im August 1945 u. a. auch diesen Teil Westberlins übernahmen, musste sie gegen ihren Willen nach Antwerpen zurück. Und es fand sich kein Weg, der uns wieder vereint hätte. Keiner erhielt die Genehmigung den anderen aufzusuchen.

Für mich stellte sich die Frage nach einer Arbeit. Der Betrieb, in dem ich gelernt hatte, war von der Sowjetarmee konfisziert worden. Ein ehemaliger Lehrer erinnerte sich meiner. Er empfahl meiner Mutter, ich solle mich für einen Neulehrerkurs bewerben. Der Empfehlung kam ich nach. Im Februar 1946 wurde ich Kursant in Frankfurt (Oder) und stellte damit die Weichen für mein künftiges Berufsleben. Dem Kursus folgte ein Studium an der Humboldt-Universität, Assistenz, Oberassistenz, Dozentur und letztlich eine verantwortliche Leitungsfunktion in der Forschungs-Organisation.

Auch meine politische Entwicklung, als Kind bereits aktiv in den Roten Falken, wurde in Frankfurt (Oder) maßgeblich bestimmt. Damals hatte ich mehrmals erleben müssen, wie sich Sozialdemokraten und Kommunisten gegenseitig die Köpfe eingeschlagen haben. Als Kommunisten und Sozialdemokraten im Osten des zerrissenen Landes im April 1946 die Vereinigung beschlossen, war ich dabei.

Wenn heute wieder jeder seinen eigenen Weg geht, ist mir das nicht gleichgültig. Aber ich unterschätze auch nicht die Macht der Kräfte, die einen gemeinsamen Weg zu verhindern wissen.

Trotz vieler Fehler war die gesellschaftliche Entwicklung auf dem richtigen Weg.

Konrad Eggert

Befreiung wovon und wofür?

08. Mai 1945 – 08. Mai 2005

Den 8. Mai 1945 erlebte ich im Kriegslazarett in Prag: Seit 14 Tagen, dem 24. April, beinamputiert, bettlägerig und mit weiteren Verwundeten in einem 4-Bettzimmer.

Die Partisanen kamen mit M.P. bewaffnet ins Zimmer, nach Waffen und eventuellem Widerstand suchend. Von Befreiungsgedanken konnte da keine Rede bei uns sein. Nur der Gedanke: Trotz alledem überleben, gesund werden und Sorge um die Angehörigen, die nicht mehr in Schlesien, sondern 'irgendwo' warten und hoffentlich ebenfalls überlebten.

Schlimm waren die Nächte, wenn man Schmerzen hatte, nicht schlafen konnte, im Traum nach Erkenntnissen suchte, infolge Phantomschmerzen glaubte, das Bein sei noch da und wach geworden versuchte, unter die Bettdecke zu schauen und mit der Hand zu fühlen und ertäuscht die Wahrheit widerstrebend begriff. Kaum war das Schlimmste überwunden und der Heilungsprozess begann, hätte gute Verpflegung sehr geholfen, aber die Verpflegung wurde knapp und dünn.

Die Rote Armee half, wo sie konnte, und im Juni 1945 wurden die Verwundeten samt Ärzten und Schwestern in mit Stroh gepolsterten Viehwagen zum Abtransport nach Deutschland verladen.

Die Reise dauerte 4 Wochen. Wer nicht durchkam, wurde unterwegs ausgeladen. 3 Wochen Stillstand gab es in Tetschen-Bodenbach infolge einer gesprengten Brücke. Die Verpflegung sank auf einen Tiefstand. Vor dem Verhungern schützte uns die noch nicht vertriebene sude-tendeutsche Bevölkerung, indem diese jeden Tag ein bis zwei mal Essen brachte. Auf dem Bahnhof sorgten die Sowjetsoldaten für unsere und die Sicherheit der Bevölkerung. Aber bis dahin wurde manchem mit Prügel das Essen ausgeschüttet, und wer damit nicht einverstanden war, hatte kaum Überlebenschancen.

Es fehlte auch an Sanitätsmaterial und Medikamenten. Die deutschen und sowjetischen Ärzte und Schwestern mussten oft sehr 'erfinderisch' sein. Schließlich kamen wir nach Sagan in Niederschlesien in die mit Strohmatten gepolsterten Panzerhallen und lagen dort wie Heringe nebeneinander.

Schon 'lauffähige' Verwundete sorgten mit der sowjetischen Bewachung für Verpflegung aus den umliegenden verlassenem Dörfern: Kartoffeln, Futterrüben und 'Grünes' aus der Natur ebenso wie 'Kapusta' (Rot- und Weißkraut), manchmal mit etwas Fleisch und Knochen, sowie Schwarzbrot. Alles Delikatessen für uns wie für die Bewacher und das Personal. Jeden Morgen kam ein Pferdewagen und sammelte die nicht mehr lebenden, im Tod steif gewordenen Soldaten ein. Dass ich überlebte, verdanke ich einem sowjetischen Stabsarzt, der meine bereits vorbereitete Nachamputation ablehnte. Es gab halt auch damals unter diesen Bedingungen 'übereifrige operationsgeile Sanis', die durch nicht notwendige Operationen die Sterberate erhöhten.

Als ich Anfang August endlich aufstehen konnte, waren bis unter die Schulter reichende Holzkrücken zum Laufenlernen sehr günstig. Schließlich schaffte ich es bis in die Nachbarhalle, wo die Betreuer und Besitzer einen sogenannten Kulturraum mit einer Waage und einem Spiegel eingerichtet hatten. Da sah ich ein dürres 'Klappergestell' mit gelber Haut, Stoppelhaaren, Zahnlücken und trüben Augen, in Krücken hängend und 42 kg wiegend vor mir und wollte nicht glauben, dass ich es bin. Es war aber nicht zu leugnen, zumal ich die gegen gesparte Tabakrationen eingetauschte alte Wehrmachtshose und den durch Tabaktausch erworbenen viel zu großen dunkelgrauen Pullover erkannte. So also sah ein 21-jähriger Kriegsinvalid und Kriegsgefangener aus. Der Schock war heilsam.

Ab sofort richteten sich meine Gedanken nur noch auf die Zukunft. Ich lernte auf Krücken ausdauernd und sicher zu laufen. Die Tabakrationen wurden bei den Arbeitskommandos gegen zusätzliches Mittagessen, Brot und Wurst eingetauscht. Ich kam zu Kräften, verschwendete keine Gedanken mehr an meine Verwundungen und richtete alle Gedanken auf das Leben nach der Gefangenschaft. Am 9. November 1945 war es dann soweit: Wir wurden auf russische LKW verladen, bekamen als Verpflegung eine Rinderkeule dazu, und ab ging es in Richtung Deutschland bis nach Luckau in ein Auffanglager. Wir wurden in einem verlassenem Dorf untergebracht. Es waren auch zivile Flüchtlinge dort. Nach einigen Tagen wurde ein sog. 'Treck' zusammengestellt, in Güterwagen verladen, und ab ging es nach Norden – Endziel unbekannt. In Berlin war erst mal auf einem Güterbahnhof Schluss der Reise.

Erlebnisse in Berlin und im Allgäu

Nach 3 Tagen hatte ich es satt und versuchte, meine Verwandten in Berlin aufzufinden. Nachmittags hatte ich Glück und bekam bei der Einwanderbehörde die neue Adresse der ausgebombten Tanten – Vaters Schwestern. Die Freude war groß, und es gab einige kleine Pellkartoffeln mit Viehsalz zum Abendbrot.

Die Rückkehr zum 'Treck' war erst am nächsten Tage möglich. Der Zug war natürlich weg. Nach ungenauer Auskunft sollte sein Ziel Neustrelitz sein. Also nichts wie hinterher. Dort war natürlich nichts bekannt. Ich stand am Bahnhof und durfte entscheiden: 'Was nun Kamerad?' Entschlossen und unternehmungslustig besann ich mich auf eine bekannte Freundin im Allgäu. Also ab quer durch Deutschland.

Der Entlassungsschein aus russischer Gefangenschaft in russischer Sprache war der Fahrchein, Verpflegungsempfangs-Berechtigungsschein Unterkunfts- und Reiseausweis, Betreuungsverpflichtung jeder Art – also ein Wunderding. Bis Eisenach ging alles gut, aber dort war die sowjetische Besatzungszone zu Ende. Vor der Ausreise in die amerikanische Besatzungszone war eine 'Quarantäne' mit Entlassungsuntersuchung, Entlausung usw. etwa zehn Tage lang Pflicht. Dazu kam ein "wichtiger" Stempel auf den Entlassungsschein: "Der Inhaber dieses Dokumentes reist in die amerikanische Besatzungszone aus -Wiedereinreise in die sowjetische Besatzungszone verboten." Aber, o Wunder, auch dort drüben war dieser Entlassungsschein Freifahrtschein und gültiger 'Hilfsausweis' im wahrsten Sinne des Wortes.

Am 3. Dezember 1945 war ich am Ziel: Memmingen im Allgäu. Auf der Straße vom Bahnhof zum Dorf meiner Freundin begegnete sie einem einbeinigen, an Krücken laufenden Mann mit Soldatenmütze und langem Russenmantel. Sie erkannte mich trotzdem. Freude, Erschrecken und Überraschung waren eine Einheit. Ich wurde in der Familie aufgenommen und anerkannt. Eine abenteuerliche vierwöchige Reise war überstanden, und die Friedensweihnacht 1945 für mich Wirklichkeit, aber mit dem Wermutstropfen: Wo waren die Eltern und Geschwister?

Da ich im Allgäu noch nicht endgültig Fuß gefasst hatte, im landwirtschaftlichen Beruf keine Möglichkeit sah und die näheren Umstände zur Familiengründung infolge Fehlens jeder mate-

riellen Grundlage in weiter Ferne schien, entschloss ich mich in Übereinstimmung mit meiner Freundin und ihren Eltern zur Umsiedlung zu meinen Eltern.

Zurück zu den Eltern und deren Neubauernstelle

Die Jahre 1946 und 1947 waren für mich trotz zweimaligen Krankenhausaufenthaltes wegen Blinddarm- und Beinstumpfnachoperation eine besinnliche Zeit. Ich wusste von früher noch die ungefähre Adresse von Vaters Verwandten in Delitzsch, und dort waren meine Eltern und die Schwester nach abenteuerlicher Flucht gelandet. Sie wurden unterwegs von den zwei Pferden mit dem Waren und aller Habe 'befreit'. Etwas Handgepäck blieb übrig. Ein kleines Zimmer bei den Verwandten wurde zunächst ihr Quartier. Schließlich gab es Arbeit auf dem Rittergut Storkwitz und danach dort durch die demokratische Bodenreform eine Neubauernstelle von 7 ha Land und einem Stallgebäude mit Wohnmöglichkeit sowie eine Kuh eine Färse, ein Pferd, zwei Schweine und einige landwirtschaftliche Kleingeräte. Mein Bruder kam im Herbst 1946 aus Schlesien. So war ein Neubeginn möglich. Der Begriff Befreiung schmeckte zwar immer noch bitter, aber doch gemildert und nicht gar so hoffnungslos und verächtlich.

Es war im Oktober 1947: Das Abenteuer 'Zonengrenze – Einreise in den sowjetischen Sektor verboten' mit den bereits im Entlassungsschein aus der sowjetischen Gefangenschaft und den Verbots- bzw. Gebotsstempeln wurde listig und gewagt überwunden, die unvermeidliche 3-wöchige Quarantäne überstanden, und so wurde ich 'mithelfender Angehöriger' auf der Neubauernstelle meiner Eltern. Vater und Mutter waren mit Leib und Seele Landwirte mit guten Erfahrungen und ausgezeichnetem Wissen und Können in Ackerbau und Viehzucht.

Mein Bruder und ich strebten die Technisierung der Landwirtschaft an. Gemeinsam mit dem Dorfschmied Georg Jarmusek, bei dem ich schon mit 15 Jahren in Schlesien (Rodenau und Wildenhain) den ersten Traktor im Eigenbau herstellte, wurde aus einem Schrott-Pkw und einem 12-PS-Dieselmotor ein zwar nicht ganz polizeigerechter, aber sehr zweckmäßiger und kostengünstiger Traktor. Mit diesem pflügten mein Bruder und ich die Felder der Neubauern, besonders auch nachts bei Mondenschein mit einer Petroleum-Sturmlaterne am Traktor. Der Neubauer selbst schritt hinter dem angehängten Pferdeflug. So war auch den Neubauern geholfen, die noch keine Zugtiere hatten. Tagsüber wurden mit dem Traktor und einem angehängten Pferdekastenwagen Zuckerrüben zur Fabrik gebracht und Baumaterial für den Bau der Neubauernwirtschaften herangeholt sowie auch die Ernte von den Feldern geborgen. Eine gegen eine Färse und weitere landwirtschaftliche Produkte eingetauschte Dreschmaschine half mit Traktorbetrieb das Getreide der Neubauern zu dreschen und der Versorgung von Mensch und Tier zuzuführen.

Neben diesem privaten Einsatz übernahm ich im Ortsvorstand der VdgB (Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe) die Geschäftsführung des Maschinenhofes und die Organisation der alten übrig gebliebenen Technik. Organisiert wurden zuerst der Einsatz auf den Feldern von 19 Neubauern und der Transport von landwirtschaftlichen Produkten sowie Baumaterial zum Bau der Neubauernwirtschaften. Jeder wollte als erster bedient werden und am schnellsten alles haben und fertig sein. Da war Tag- und Nachteinsatz notwendig. Reparaturen sichern und Ersatzteile heranschaffen, woher nehmen und nicht stehlen, Lösungen ausdenken und finden und Beziehungen organisieren – alles war gefragt.

Wenn 1945/46 die Neubauern und besonders die Umsiedler vornehmlich in ihrer Tätigkeit und im Denken ums Überleben kämpften, dann nahm 1947 bis 1949 der Gedanke einer lebenswerten Zukunft erste Formen an. Mit der Gründung der DDR kamen auch 1.000 Traktoren aus der Sowjetunion zu Hilfe und wurden MAS (Maschinen-Ausleih-Stationen) gebildet. Diese erhielten neue Technik, und die organisierte Mechanisierung beendete die Phase der 'Notlösungen'. Meine bisherige Tätigkeit wurde damit von der Entwicklung her nicht mehr

vordringlich notwendig. So gewann ich Zeit und Muße für einen Schreibmaschinen-Lehrgang und für den Erwerb finanzbuchhalterischer Kenntnisse, um schließlich in der VdgB und ab 1951 in der DBD aus praktischer und gesellschaftlicher Sicht auf die Entwicklung in der Landwirtschaft und auf das Leben in den Dörfern des Kreises Delitzsch Einfluss zu nehmen.

Schließlich bekam der 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung ab 1952 mit dem Beginn der LPG-Gründungen und der Sozialisierung der Landwirtschaft eine weitere politische Bedeutung. Bei vielen Landwirten wurde dies zunächst im negativen Sinne höhnisch und spöttisch empfunden und ausgesprochen - von denen jedoch, die als Neubauern oder auch entsprechend den Bedingungen überforderten Altbauern dem Neuen aufgeschlossen gegenüberstanden, als Fortschritt empfunden. Wer darin eine Enteignung bzw. unzumutbare ausweglose Situation sah, der verlies Hab und Gut und wurde 'republikflüchtig'. Manchmal auch nicht ganz freiwillig. Ähnliche Umwälzungen vollzogen sich auch in Industrie, Handwerk, Gewerbe und in allen Lebensbereichen. Dieser zunächst von vielen Bürgern oft schmerzlich empfundene sogenannte "Weg vom Ich zum Wir" brachte neue Sicht- und Lebensweisen hervor, die aber auch zeigten, dass das angestrebte Ziel der sozialistischen Menschengemeinschaft gar nicht so einfach zu erreichen war und objektiv wie auch subjektiv hemmende Faktoren viele Bemühungen zunichte machten, weil zahlreiche Widersprüche und Mangelerscheinungen die Richtigkeit der Grundideen für versprochenes Glück und Wohlstand verschleierten.

So nahte schließlich mit dem Zusammenbruch des sozialistischen Weltsystems am 9. November 1989 wieder ein sogenannter Tag der Befreiung in der Form der Wiedervereinigung Deutschlands. Leider war es, wie man heute nach 15 Jahren der Einheit sehen kann, keine echte Wiedervereinigung, sondern eine Einverleibung der DDR in die BRD zum Nutzen der Mächtigen und Wohlhabenden. Alle positiven Erscheinungen der DDR wurden totgemacht, und die kleinen Ossis und Wessis als Einheitsgeschädigte blieben übrig.

5 Millionen zugegebene Arbeitslose, 10-Tausende Obdachlose, neuerdings auch noch durch den Köder "1-Euro-Job" verhöhnte Bürger und für ganze Familien eine perspektivlose Zukunft - eine negative "Befreiung" durch die deutsche Einheit. In jedem Fall wird von sich jetzt zum Regieren berufenen Leuten der 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung falsch verstanden.

Überlegungen aufgrund eigener Erfahrungen

Aus den Erfahrungen meines 60-jährigen bewussten Lebens auf der positiven Seite des 8. Mai 1945 möchte ich – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – folgende Überlegungen für bemerkenswert halten:

Misstrauere jedem Regierenden und seinen Lakaien, wenn sie erklären, sie seien von der Vorsehung zu ihrem Tun zum Segen und Schutz ihres Volkes berufen, wie es der "1000-jährige Adolf" tat und wie es heute Mr. Bush unter Berufung auf "Gottes Erleuchtung" zum Krieg und zur Bekämpfung der "bösen Staaten" in der Welt tut. Solche Erklärungen dienen der Kriegsvorbereitung und Führung zur Welteroberung, Profitsicherung und Vernichtung unschuldiger Menschen. Verhöhnung anderer Länder, Menschen, Sitten und Gebräuche sind oft der erste Schritt zu Völker- und Rassenhass. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es überall von Familie zu Familie, von Ort zu Ort, bei gläubigen und andersdenkenden, einfach überall anständige und auch weniger gute Menschen gibt. Mir haben Menschen aus vielen Ländern und Bevölkerungskreisen sowohl geholfen als auch mich enttäuscht.

Die derzeitigen Umgangsformen, Aussagen und Verhaltensweisen zwischen den Regierungsparteien und der Opposition sind beiderseitig primitiv, nicht auf das Wohl des Volkes und bewiderseitige Verantwortung bezogen, sondern gegenseitig unwürdig auf Profilierung einerseits und Diffamierung andererseits ausgerichtet. Das Verhalten der Opposition ist oft mehr

als widerwärtig. Dagegen waren die Politik in der Nationalen Front und die Blockpolitik der DDR-Parteien bis auf wenige Ausnahmen wohlthuend, aufrichtig und umgangsfreundlich, anständig auf die gemeinsame Verantwortung für eine bessere gemeinsame Zukunft ausgerichtet. Mit dem 8. Mai 1945 wurde die menschenfeindliche Ideologie von Herrenmenschentum und Sklavenvölkern, Rassenwahn und Weltherrschaftsstreben samt ihren Vertretern zerschlagen.

Aber 60 Jahre danach ist durchaus die Warnung: "Menschen seid wachsam" angebracht und aktuell. Immer ist im Zusammenhang mit dem 8. Mai 1945 die Frage zu beantworten: "Befreiung wovon und wofür?" Je nach dem Stand und der Einstellung des einzelnen in und zur Gesellschaft wird die Beantwortung unterschiedlich ausfallen. Ich habe diesen Tag kennen und schätzen gelernt.

Zurecht bezeichnen viele ehemalige DDR-Bürger die BRD als ihr Stiefvaterland, in dem sie sich durch zahlreiche Verordnungen und Gesetze längere Arbeitszeit und weniger Lohn usw. als Menschen 2. Klasse fühlen müssen.

Wenn ich heute 80-jährig auf die durchlebten Regierungsformen von der "braunen" über die "rote" bis zur heutigen "rosagrünen" und "schwarz-gelben" Farbe zurückblicke, muss ich erklären, dass die 40-jährige DDR in Wirklichkeit den Menschen eine glückliche und friedliche Lebensweise bescherte. Lebensmaxime war das Motto: "**Geh voran und hilf dem anderen. Der Mensch sei des Menschen Freund.**" Ich sah glückliche Familien, Frauen mit Kindern, alte Menschen sorgenfrei und unbeschwert ihr Dasein, viele sonnige Tage ohne Sorge um den kommenden Tag genießen. Es war entsprechend den damaligen Bedingungen einfach und bescheiden, aber sinnvoll auf eine bessere Zukunft ausgerichtete Lebensart. Gegenwärtig dagegen gilt: Der morgige Tag ist ungewiss.

Der Inhalt und die tiefe Bedeutung der Begriffe Befreiung und Freiheit werden immer noch sehr unterschiedlich verstanden, interpretiert und erfasst. Viele Regierende, Regierungen und Parlamente missbrauchen diese Begriffe und haben selbst noch nicht verstanden, dass bei geforderter Freiheit für sich selbst doch auch die Freiheit des Anderen geachtet und berücksichtigt werden muss. Es sollte auch klar sein, dass freiheitliches Denken und Handeln keinem anderen Menschen Schaden zufügen darf. Zur Zeit sind solche Haltungen nicht einmal bei manchen Vertretern in der UNO selbstverständlich. Es wird sicher noch viele Jahrzehnte dauern, dass echte Freiheit überall Wirklichkeit wird.

Max Gohla, 12689 Berlin